

Bischofsbericht 2008 von Landesbischof Frank Otfried July vor der
14. Württembergischen Evangelischen Landessynode am 3. Juli 2008



... bis jetzt verkündige ich deine Wunder

Das Mehrgenerationenhaus Kirche



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG

(Psalm 71,17)

... bis jetzt verkündige ich deine Wunder



Das Mehrgenerationenhaus Kirche

Um die Wahrheit des christlichen Glaubens und die Grundlegung seines gesellschaftlichen Anspruchs ging es in meinem ersten Bischofsbericht vor zwei Jahren. Im vergangenen Jahr habe ich einen Beitrag zur Verständigung über Kirche, kirchenleitendes Handeln und kirchenleitende Ziele gegeben. In diesem Jahr soll der in unserer Gesellschaft breit diskutierte demographische Wandel im Mittelpunkt stehen. Glaube und gesellschaftliche Situation, christliches Menschenbild und kulturell-ökonomische Veränderungen verschränken sich hier.

Vieles scheint dabei durch die Zahlen und Fakten bereits unverrückbar festzustehen. Ich möchte in den Sachzwängen die befreiende Kraft des Evangeliums von Jesus Christus sichtbar werden lassen. Nur vom Evangelium her können wir fest gefügte Haltungen aufbrechen, damit das Evangelium durchscheinen kann.

In Deutschland sterben seit Mitte des 20. Jahrhunderts mehr Menschen als geboren werden. Manche schon länger prognostizierten Folgeprobleme werden jetzt noch deutlicher sichtbar. Auch wenn die Prognosen auseinandergehen, so werden die Sozialsysteme in unserem Land umgebaut werden müssen. Ralf Hoberg hat darauf hingewiesen, dass hinter allen sozialpolitischen Beschreibungen und Diskussionen letztendlich ein „cantus firmus“ der Finanzierbarkeit der Sozialsysteme steht. Aber in diesen sozialpolitischen Fragestellungen erschöpft sich das Thema nicht.

Was bedeutet das Thema für eine älter werdende Kirche? Welche Einsichten des Glaubens können wir hier unserer Gesellschaft vermitteln? Wie verhindern wir falsche Zuspitzungen in der Begegnung der Generationen? Gibt es Möglichkeiten im Raum unserer Kirche, im Blick auf das Alter Neues auszuprobieren? Die Überschrift „Mehrgenerationenhaus Kirche“ weist schon darauf hin, dass auch die Diskussionen über das Alter in unserer Kirche nicht ohne den Blick auf die „Mehrgenerationen“ geführt werden können.

Die ARD und andere Sender haben im Frühjahr eine ganze Themenwoche diesen Fragen gewidmet. Neue gesellschaftliche Tendenzen in Infrastruktur, in Publizistik, in der Werbung, aber auch in sozialstaatlichen und gesundheitspolitischen Überlegungen sind zu beobachten.

Ich möchte über die Chancen, ja, über die Wunder Gottes reden, die auch im Alter geschehen (Ps 71,17). Das biblische Motiv, das über diesem Bericht steht, soll daran erinnern, dass alle unsere Überlegungen zu diesem Thema in dem Horizont der großen Zusage Gottes stehen, der uns tragen will, bis wir grau werden ... (vgl. Ps 71,18; Jes 46,4).

Die Möglichkeiten eines solchen Berichts sind begrenzt. Ich wünsche mir aber, dass dieser Bischofsbericht zum Ausgangspunkt für Gespräche in unseren Kirchengemeinden und Kirchenbezirken wird, dass er ermutigt, schon bestehende Aktivitäten weiterzuführen und neue Möglichkeiten durchzubuchstabieren. Mit diesen Überlegungen möchte ich dazu beitragen, dass in unserer gesellschaftlichen Debatte die spirituelle Dimension des Alters neu entdeckt wird.

„Nur Alte?“

Im Jahr 1536 reiste der Augsburger Prediger Wolfgang Musculus nach Eisenach. Dort besuchte er am Sonntag Kantate, dem 14. Mai, den Gottesdienst. Er notiert, dass zum Abendmahl nur einige wenige alte Mütterchen und kein einziger Mann gekommen seien. „Nur einige wenige Alte ...“

Tagebuchaufzeichnungen, Briefe, Visitationsakten aus allen Jahrhunderten bestätigen bis heute, dass oft eine große Mehrzahl von älteren Menschen und vorwiegend Frauen im Gottesdienst am Sonntagmorgen sitzen.

In der Wochenendbeilage der Süddeutschen Zeitung vom letzten Wochenende heißt es unter der Überschrift „Omi et Orbi“: Wie sagte die Frau von Kurt Schüssler beim Mittagessen „Man darf gar nicht daran denken, was passiert, wenn wir selbst einmal alt sind.“ Erna Schüssler ist 74. Ihr Mann wird in diesem Jahr 80. Im Jahr 2008 sagt eine Siebzigjährige, sie wolle noch nicht in den Seniorenclub gehen – da treffe sie doch nur Ältere. „Nur“ Ältere? Mich stört dieses kleine abwertende Wörtchen „nur“. Und es freut mich, dass ich nicht der Einzige bin, den das stört.

Mitten in aufgeregten Gesellschaftsdebatten um eine sich verändernde Altersstruktur in unserem Land hat die 13. Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Württemberg am 16. März 2007 einen großen Tagesordnungspunkt dem Thema „Kirche in der älter werdenden Gesellschaft“ gewidmet. Im Mittelpunkt stand die Beobachtung, dass die Würde des Alters und der Schutz des Lebens immer mehr in Frage gestellt werden. Die Kirche habe auch hier ein Wächteramt. Sie habe die Pflicht, der Diskriminierung des Lebens an seinen Grenzen zu wehren und gerade dort für menschenwürdige Lebensbedingungen einzutreten.

Dieser Sitzung der Synode ging seit einigen Jahren ein richtungweisender Denkprozess voraus. Es gibt viele innovative Ideen in der Kirche und ihrer Diakonie, und etliche wurden in den vergangenen Jahren schon vorbildlich umgesetzt.

Das Thema des demographischen Wandels berührt die Kirchen sowohl nach außen wie nach innen. Es betrifft uns als gesellschaftliche Akteure, als Träger von Kindertagesstätten und Schulen, von Diakonie- und Sozialstationen, Altenpflegeheimen und Krankenhäusern. Es betrifft uns im Umgang mit unseren älter werdenden Gemeindegliedern und den älter werdenden Haupt- und Ehrenamtlichen. Es betrifft uns aber auch als Ältere im Umgang mit jungen Menschen. Es war einer der Ansätze des EKD-Papiers „Kirche der Freiheit“, verschiedene Fakten bzw. Szenarien eines demographischen Wandels aufzuführen, um daran verschiedene Strukturüberlegungen anzuknüpfen.

Das biblische Bild des Alters

Dass viele Menschen in unserem Land seit dem vergangenen Jahrhundert immer älter werden, ist keine über uns hereinbrechende Katastrophe. Biblisch verstanden geht es beim Alter um eine Zeit, die unter dem Segen Gottes steht. Alte Menschen werden geehrt und die Jungen dürfen getrost alt werden. Die Zusage, dass wir Menschen Gottes Ebenbild sind (1. Mose 1,27), in jeder Lebensphase, unabhängig von allen Fähigkeiten oder Beeinträchtigungen, gilt vom ersten bis zum letzten Tag unseres Lebens.

Die Bibel achtet alte Menschen. Das 4. Gebot verlangt, dass die (alten) Eltern zu ehren sind. Außerdem hält die Bibel daran fest, dass mit Kindern sorgsam umzugehen sei. Was für eine aktuelle Botschaft für unsere Gesellschaft auch im Jahr 2008! Die Generationen brauchen einander. Wer Kinder nicht ehrt, achtet auch Alte nicht. Wer Alte vernachlässigt, geht auch mit Kindern sorglos um. Gottes Zusage gilt mitten im Leben und wird an den Rändern besonders sichtbar. Wer an den Rändern reißt, stellt die Mitte in Frage. Das Wissen darum leuchtet an vielen Stellen in der Bibel auf. Dieser Zusammenhang wird in Christel Hausdings Sammelband „Wenn meine Eltern älter werden“ von unterschiedlichen Seiten aus beleuchtet.

Alter bedeutet, dass die eigene Leistungsfähigkeit schwindet. In einer Leistungsgesellschaft ist das eine bedrohliche Wahrnehmung. Aber biblisch gesehen ist Leistung nicht der Sinn unseres Lebens. Im Lichte des Glaubens

steht darum das Alter für etwas, das eigentlich für unser ganzes Leben gilt. Ich rede von der Würde des Menschen. Alter weist uns darauf hin, dass wir das, was wir sind, nicht uns selbst verdanken, sondern Gott. Er hat uns geschaffen und er rechtfertigt uns allein aus Gnade „ohn' all unser Verdienst und Würdigkeit“. Unsere Menschenwürde kommt nicht aus uns selbst. Sie wird auch nicht von unserem Umfeld oder von der Gesellschaft verliehen. Sie definiert sich auch nicht aus dem, was wir leisten. Sondern unsere Menschenwürde kommt von Gott, und sie gilt auch in den Momenten, in denen wir von dieser Würde scheinbar wenig sehen oder spüren.

„nur“ Ältere?

Schon die Bibel lehrt uns Generationensolidarität. Ich möchte daher das Wörtchen „nur“ gerne ersetzen durch das Wörtchen „gerade“. Es ist eine schöne Bestätigung unserer kirchlichen Arbeit, dass „gerade“ sie kommen. Gerade sie, gerade alte Menschen suchen nach Gemeinschaft, nach Glauben, nach Gott.

Die Kirchengemeinde als „Mehrgenerationenhaus“

Die Kirchengemeinden unserer Landeskirche nehmen das Thema Alter sehr facettenreich auf, denn zu ihnen gehören Menschen aller Generationen. Das alte Modell vom „Mehrgenerationenhaus“ ist wieder neu entdeckt und weiterentwickelt worden, auch von Kirchengemeinden und in der Diakonie. Ich möchte diesen Begriff, der normalerweise einen kommunikativen Treffpunkt meint, ausweiten auf die parochial verfasste Kirchengemeinde. Sie ist auf ihre Weise ein Mehrgenerationenhaus.

Allerdings ist sie ein Mehrgenerationenhaus, in dem der Anteil der älteren Gemeindeglieder wächst und diese mehr Raum brauchen. So kann es beispielsweise sein, dass in ein und derselben Gemeinde ein Kindergarten wegen abnehmender Kinderzahlen geschlossen werden musste und sich in den vergangenen Jahren dafür die Zahl der Angebote im betreuten Wohnen bzw. im Altenpflegebereich verdreifacht haben. Aber die große Chance der Kirchengemeinden liegt genau darin, die Generationen nicht gegeneinander auszuspielen. Hier begegnen sich verschiedene Milieus und verschiedene Generationen. Es gibt ohne Zweifel eine berechnete Zielgruppenorientierung in der Arbeit einer Kirchengemeinde. Aber wichtig ist, dass erst die verschiedenen Zielgruppen gemeinsam Gemeinde sind.

Viele Kirchengemeinden stellen und beantworten mittlerweile diese Frage nach der Kommunikation zwischen den verschiedenen Generationen. Goldene Konfirmation und die Vorstellung der neuen „grünen“ Konfirmanden werden miteinander verbunden. Seniorinnen und Senioren engagieren sich als so genannte Leihgroßeltern oder im ehrenamtlichen Bereich der Schule als Lesepatinnen oder bei der Hausaufgabenbetreuung.

Einen nicht zu unterschätzenden, vorbildlichen Beitrag zur Vernetzung der Generationen schenkt auch der ganze Bereich der Kirchenmusik. Am diesjährigen Landesposaunentag haben wir das wieder eindrücklich gesehen. In den Posaunenchören und Kirchenchören treffen sich oft alle Generationen. Hier sitzen Alte und Junge musizierend nebeneinander und müssen sich auseinandersetzen mit dem Thema der zu singenden oder zu spielenden Literatur. Das ist eine kostbare Chance, sich kreativ zu streiten und doch vor allem voneinander zu lernen.

Solche Angebote sind wichtig auf dem Weg zur Vernetzung der Generationen. Denn nur gemeinsam sind sie die Gemeinschaft der Heiligen, von der das Glaubensbekenntnis spricht. Wenn eine Generation fehlt oder missachtet wird, dann ist die Gemeinschaft unvollständig.

Alter ist also bereits jetzt ein wichtiges Thema in unseren Kirchengemeinden. Neben Verkündigung und Seelsorge wird das besonders in zwei Dimensionen kirchlicher Arbeit deutlich, nämlich in Bildung und Diakonie. Diesen beiden Bereichen möchte ich im Folgenden nachgehen.

Aktives Alter – Zeit für Bildung

Der demographische Wandel in der Bundesrepublik Deutschland hat das Alter als Lebensphase qualitativ verändert. Die nachberufliche Lebensphase dauert heute viel länger als noch vor einigen Jahrzehnten. Man spricht von ungefähr 20 zusätzlichen Lebensjahren, und die individuellen Lebenslagen im Alter unterscheiden sich stark. Die erste Altersphase wird meist in guter Gesundheit erlebt, die Einschränkungen der mittleren Phase werden oft selbstständig bewältigt, erst die Hochbetagten sind zunehmend auf Unterstützung angewiesen.

Gesellschaftlich und individuell ist das Alter auch eine Zeit der Freiheit. Für viele Künstler und Wissenschaftler waren die Jahre jenseits der 60 die kreativsten und bedeutendsten, wie die Alterswerke von Goethe, Nolde, Bruckner, Picasso und anderen zeigen. Wäre Ernst Bloch mit 60 Jahren gestorben, würde ihn niemand kennen. Einige ältere Spitzenforscher wandern aus Deutschland vor allem in die USA ab, weil sie in unserem Land oft gegen ihren Willen mit 65 Jahren emeritiert werden.

Aus kirchlicher Perspektive gesehen verfügen alte Menschen nicht nur über kostbare Ressourcen an Zeit und Wissen, sondern sie sind auch unersetzlich für den Glauben. Alle Kulturen wissen darum und auch unsere Geschichte und Gegenwart zeigen, wie gerade im Alter besondere geistliche und religiöse Interessen, Bedürfnisse, Fähigkeiten und Aufgaben erwachen. Der Grund dafür liegt nicht nur darin, dass die eigene Endlichkeit stärker bewusst wird, sondern er liegt auch, und wie ich finde, vor allem darin, dass Erfahrung und Wissen eines Lebens zusammen gesehen neue Perspektiven öffnen. Den Kirchengemeinden kann man mit großem Nachdruck sagen: Wenn sich bei ihnen überwiegend alte Menschen befinden, dann ist das angemessen und gut. Die Kirche muss alt sein, damit sie wieder jung werden kann.

In diesem Mehrgenerationenhaus, in dem die alten Menschen ihren Raum bekommen, brauchen auch junge Menschen ihren Platz. Denn Kindheit und Jugend sind Lebensphasen mit eigenem Wert und eigenem Sinn. Unsere Aufmerksamkeit für sie dient nicht nur der Vorbereitung auf ein künftiges Erwachsenenleben. Zweckfreies Spiel muss möglich und gewollt sein. Jugendarbeit der Kirche sollte dem Trend entgegenwirken, dass Kinder und Jugendliche nur noch als Hoffnungsträger für die Zukunft gesehen werden – nach dem Motto: Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Jugend hat wie das Alter ihre eigene Würde.

Die Zeit des Alters differenziert sich aus. Heute stehen 55-Jährige mitten im Leben und Menschen haben mit 60 Jahren eine Vitalität, die noch vor wenigen Generationen 40-Jährige auszeichnete. Ina Mauritz beschreibt die „jungen Alten“ als eine neue Generation. Der Freizeitforscher Horst Opaschowski spricht von einer neuen Lebensphase, die es bisher noch nicht gab. Es ist die Phase zwischen Berufstätigkeit und Hochaltrigkeit, in der die Menschen in der Regel gesund, aktiv, leistungsfähig und mobil sind. Der Gerontologe Rosenmayer nennt sie die „geschenkten Jahre“ oder die „späte Freiheit“. Er drückt damit aus, dass in diesen Jahren der erwachsene, reife Mensch oft zum ersten Mal in seinem Leben selbstbestimmt über den Einsatz seiner Kräfte und Zeit verfügen kann. Jetzt hat er Zeit und Gelegenheit, das zu verwirklichen, was er früher – eingespannt in berufliche und familiäre Pflichten – nicht tun konnte.

Die sehr lange Zeit, in der Menschen im Ruhestand und doch noch aktiv sind, ist für alle Generationen eine große Chance, die Bildungskompetenz der Großelterngeneration zu nutzen. Diese Generation bürgt in den Familien und bei jungen Menschen ganz allgemein für die eigene Zukunft, wenn sie bereit ist, ihre Bildungskompetenz in Form von Lebenserfahrung mitzuteilen und vorzuleben. Ihre Traditionen, die Geschichten ihres Lebens, die Dinge, an die sie sich erinnern, sind zugleich übergreifende Traditionen, kulturelles Gedächtnis, Weltgeschichte. Eine Gesellschaft lebt nicht nur von der gesammelten Klugheit, die man aus Büchern und aus dem Internet gewinnen kann. Sie lebt auch von dem gesammelten, kollektiven Wissen, das Menschen innerhalb ihrer Familien und durch die Generationen hindurch weitergeben. Und das gilt auch für das christliche Glaubenswissen. „Alte Menschen bauen Brücken über die Zeiten“, schreibt Fulbert Steffensky. „Sie tun es mit ihrer puren Existenz. Sie tun es, indem sie erzählen ... Erzählen heißt, Zusammenhänge herstellen.“

Das Judentum lebt als Religion, weil der Glaube weitererzählt wird, und das gilt auch für das Christentum. Auch unser christlicher Glaube lebt, weil er mündlich tradiert wird. Man kann ihn nur schwer aus Büchern und im Selbststudium gewinnen. Er lebt von der Wolke der Zeugen, die ihn vorlebt, liebt, erleidet und immer wieder weitergibt. Dafür brauchen wir die Kette der Generationen, und wir brauchen dafür vor allem die Generation der Großeltern und Urgroßeltern. Sie haben zu allen Zeiten den Glauben an die Enkel weitergegeben. Dass diese Großelterngeneration immer länger lebt und Zeit hat, Wissen und Glauben weiterzugeben, dafür kann man nur dankbar sein.

Gleichzeitig spüren wir den Veränderungsprozess der traditionellen Familienformen hier besonders schmerzlich. Wenn es keine Erzählgemeinschaften mehr gibt, schwindet die Solidarität der Generationen bzw. wird diese Solidarität zu einem Projekt wechselseitiger Ausgleichszahlungen. Familie, Mehrgenerationen, Gemeinschaft, Glaubensüberlieferung gehören also zusammen. Dies anzumerken heißt nicht, in ein besonderes Idyll zu verfallen: „Was Großmutter noch wusste ...“

Der Bildungsvorgang ermöglicht uns aber, verloren gegangene Selbstverständlichkeiten neu zu formulieren. So können wir auch in der gegenwärtigen veränderten Familiensituation „Erzählgemeinschaften“ bilden.

Was geschieht also in unseren Gemeinden bereits im Blick auf Bildung mit älteren Menschen? Die Erwachsenenbildung bietet in unseren Kirchengemeinden vielfältige Aktivitäten und Projekte an. Sie werden oft von und für jüngere Seniorinnen und Senioren aktiv und selbstbestimmt gestaltet. Sehr gut bewähren sich projektartige Angebote wie Seminarabende, Studienfahrten, Wanderungen oder Erlebniswochenenden, bei denen man sich nicht binden muss.

Die Bildungsarbeit der Landesarbeitsgemeinschaft evangelischer Seniorinnen und Senioren in Württemberg (LageS) mit ihrer gemeinwesenorientierten Generations- und Altenarbeit in Kirchengemeinden und Kirchenbezirken versucht, Netzwerke zu schaffen zwischen älteren Menschen, Organisationen und Einrichtungen. Ihr Ziel ist es, die Würde jedes Menschen zu achten und zu stärken. In den Bereichen von Seelsorge und Beratung, Bildung und Fortbildung, in der politischen Arbeit und in der Altenhilfe engagiert sich diese fast ausschließlich von Ehrenamtlichen getragene Landesarbeitsgemeinschaft. Dafür Dank zu sagen, ist mir ein ausgesprochenes Anliegen.

Hier geschieht viel Innovatives, weil verstanden worden ist, dass Kirche ein Ort ist, an dem alte Menschen willkommen sind und sich zum Nutzen aller einbringen können. Das kann man nicht genug würdigen, und ich ermutige die Kirchengemeinden und -bezirke ausdrücklich, solche Formen der Arbeit von und mit alten Menschen weiterhin zu pflegen und ihnen viel Raum zu geben. Das gilt auch für Seniorenbegegnungsstätten und andere Angebote für oft sehr einsame alte Menschen, die alleine in ihren Wohnungen zurückgeblieben sind. Ein besonderes Beispiel ist die offene, vielfach vernetzte, kommunalpolitisch hoch angesehene und innovative Arbeit des Treffpunkt Senior in Stuttgart.

Nicht nur in der Gesellschaft, sondern leider auch in Kirchengemeinden schaut man manchmal kritisch auf die treuen Alten. Es gibt eine Sorge, die Alten könnten zu dominant werden und die Jüngeren verdrängen. Dahinter steckt die Angst vor einem Imageverlust der Kirchengemeinde, als gäbe es Dynamik nur bei jungen Menschen. Deshalb sehen die meisten Gemeinden als wichtigstes Ziel ihrer Arbeit, vor allem die Jugend zu gewinnen und die Menschen zwischen 25 und 50 Jahren. Nun wird kein Mensch eine solche Bemühung für nicht angemessen

oder unnötig empfinden. Zum Mehrgenerationenhaus gehören schließlich mehrere Generationen. Aber die älteren Menschen gelten in der Kirchengemeinde oft als diejenigen Gemeindeglieder, die selbstverständlich präsent sind. Sie erhalten Geburtstagsbesuche, sie besuchen den Gottesdienst am Sonntagmorgen. Daraus wird oft geschlossen, man müsse sich nicht noch zusätzlich um sie kümmern. Das stimmt mich nachdenklich und ich plädiere für eine angemessenere Wahrnehmung älterer Gemeindeglieder.

Von vielen guten Beispielen, von gelungenen Projekten nenne ich nur beispielhaft ein Projekt. Bereits seit 2004 gibt es in der landeskirchlichen Fortbildungsstätte Kloster Denkendorf Qualifizierungskurse, in denen Hauptamtliche aus dem Bereich der Gemeinédiakonie, des Pfarrdienstes und der Erwachsenenbildung für die Alten- und Generationenarbeit in der Kirchengemeinde weiterqualifiziert werden. Die Fortbildung findet in Kooperation mit der Evangelischen Fachhochschule Reutlingen-Ludwigsburg, dem Diakonischen Werk in Württemberg und der Klinischen Seelsorgeausbildung KSA in Birkach statt und wird vom Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg begleitet. Sie verbindet christliche Spiritualität, gerontologische Kompetenz und sozialpolitische Verantwortung.

Wir sind die einzige Landeskirche, die eine derartige Qualifizierung anbietet, und freuen uns über diese Besonderheit. Sie wird auch von anderen Landeskirchen zunehmend in Anspruch genommen. Die Absolventinnen und Absolventen der Weiterbildung nutzen ihre neu erworbenen Kompetenzen vorrangig im Handlungsfeld ihrer eigenen Kirchengemeinde. Als Multiplikatoren stehen sie aber auch Kirchengemeinden, Kirchenbezirken und Landkreisen zur Verfügung, die ihre Generationen- und Altenarbeit verbessern und ausbauen möchten. Dazu entsteht gegenwärtig ein Kompetenznetz, das auch mit der LageS und der AltenPflegeHeimSeelsorge vernetzt arbeitet.

Pflegebedürftiges Alter – Zeit der Diakonie

Im Fokus der Wirtschaft und im Interesse der Gesellschaft stehen vor allem aktive, gesunde, noch am Leben interessierte und fest im Leben stehende Rentner und Rentnerinnen. Sie haben möglicherweise schon selbst geerbt, was ihre Eltern erwirtschaftet haben, und sie sind im Allgemeinen auch bereit, etwas von diesem Kapital zu investieren. Sie sind eine wichtige Zielgruppe für die Werbung und begehrte Mitarbeiter im Ehrenamt.

Anders steht es mit denen, die sich im Alter wenig oder nichts leisten können. Anders steht es mit denen, die nicht mehr imstande sind, sich noch Ziele zu setzen und sie zu verwirklichen. Ich spreche von den armen Alten, den kranken Alten, den vergesslichen und gebrechlichen Alten. Sie fühlen sich ausgeschlossen aus der Gesellschaft, und für die Wirtschaft sind sie vor allem insofern von Interesse, als die Herstellung altersgerechter Produkte ein interessanter, zukunftssträchtiger Markt ist.

In den vergangenen Jahren hat die Medizin erhebliche Fortschritte auf dem Gebiet der Diagnostik gemacht. Ein Computerprogramm kann etwa die Alzheimer-Krankheit schon bei den ersten Symptomen mit einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit erkennbar machen. Moderne Antidementiva können in manchen Fällen helfen. Mancher medizinische Weg ist aber auch zweischneidig. Stammzellentherapien zur Behandlung demenzieller Erkrankungen sind im Gespräch mit allem Für und Wider. Für die Betroffenen hat das nicht nur positive Seiten. Wer nach der Diagnose im Frühstadium genau weiß, was auf ihn zukommt, oder wer erkennen muss, dass die Medikamente bei ihm nicht anschlagen, der befindet sich oft in einer äußerst belastenden Situation und braucht möglicherweise Beratung und seelsorgerliche Begleitung.

Die Zeit des nicht mehr aktiven Alters wahrzunehmen, zu begleiten und mit allen Generationen ein tragfähiges Netz der Geborgenheit zu schaffen, entspricht unserem biblischen Menschenbild. Es besagt, dass wir uns getrost fallen lassen können in die Hände des gnädigen Gottes. Und was unser ganzen Leben hindurch gilt, das gilt auch für unser Alter: Wir dürfen getrost alt werden, denn wir werden auch da von Gott liebevoll gehalten.

Zugleich ist Alter eine Zeit, in der Kirche und Gesellschaft ganz besondere Dinge lernen können. In einer Demenzstation leben Menschen, die vor allem auf der emotionalen Ebene ansprechbar sind. Demenziell Erkrankte können kaum noch auf einer intellektuellen Ebene kommunizieren. Aber sie fordern und schenken eine Ebene des menschlichen Umgangs, die im normalen Leben kaum gepflegt wird und nach der sich viele Menschen dennoch heimlich sehnen. Ich meine die Ebene des Gefühls, der Zärtlichkeit, der unmittelbaren Emotionen. Diese Ebene ist keine Reduktion, sondern eine Erweiterung für uns. Ein Leben, das diese Ebene kennt und einfordert, ist sehr liebens- und lebenswert.

Alle Arbeit für pflegebedürftige alte Menschen erfordert eine besondere Art des Umgangs und des Eingehens auf die Lebensumstände. Alter und Tod sind aus christlicher Sicht gerade nicht der endgültige Tiefpunkt des Lebens, sondern sein Ziel und Ende. Wenn die Sinnesorgane nachlassen, kehrt sich der Blick nach innen und er wandert zurück in die eigene Vergangenheit. Im Nachdenken über diese Vergangenheit versuchen viele alte Menschen, Muster in ihrem Leben zu finden und daraus den Sinn ihres Lebens zu erkennen. Unbedingte Zuwendung und geduldiges, einfühlsames Zuhören können für alle Beteiligten eine große Hilfe sein auf dem Weg zu den Kraftquellen des eigenen Lebens und bei der Verarbeitung der vielen Verluste, von denen man im Alter reichlich erfahren hat.

Was geschieht in unseren Gemeinden also bereits im Blick auf diakonisches und seelsorgerliches Handeln an älteren Menschen? Für viele Gemeinden ist diakonisches Handeln unverzichtbar für ihr Selbstverständnis. In ländlichen Gemeinden geschieht häufig noch so genannte „verborgene“ Diakonie. Pflegebedürftigen wird zu Hause von Verwandten, Nachbarn und dem Freundeskreis geholfen. Im städtischen Bereich geht es eher um diakonische Einrichtungen für alte Menschen in der Parochie. Ich höre viel Gutes über die Mitarbeit der Kirchengemeinden in

diesen Einrichtungen in Form von Gottesdiensten, Andachten, Bibelstunden und Besuchsdienstarbeit. Solche Angebote werden oft auch von Gemeindegliedern wahrgenommen, die nicht in der Einrichtung wohnen. Das ist ein deutliches Zeichen dafür, dass auch sie den unmittelbaren Zugang zum Glauben schätzen, der dort gelebt wird.

Auch Konfirmandinnen und Schüler engagieren sich diakonisch. Im Rahmen von kirchlichen oder schulischen Sozialprojekten beteiligen sie sich zum Beispiel bei der Betreuung von pflegebedürftigen Seniorinnen und Senioren. Es gibt sogar Gemeindegruppen, die eigenständig Andachten im Altenpflegeheim halten. Die diakonische Arbeit mit demenziell erkrankten oder pflegebedürftigen Gemeindegliedern wird häufig von Diakonie- und Sozialstationen übernommen. In den vergangenen Jahren wurde an verschiedenen Orten ein häuslicher Betreuungsdienst für demenziell Erkrankte oder Pflegebedürftige eingerichtet. Das stößt auf gute Resonanz. Wo eine Gemeinde ihre Arbeit für und mit älteren Menschen reflektiert, da zeigt sie ihnen gegenüber eine achtungsvolle Haltung.

Schon seit Beginn dieses Jahrzehnts machen sich Landeskirche und Diakonie gemeinsam Gedanken zum Thema Seelsorge im Alter. Anfangsidee war, wie Menschen getrost alt werden können. Im Jahr 2002 wurde ein Impulspapier zum Thema „Christliche Gemeinde und Pflegeheim“ veröffentlicht. In ihm wurde überlegt, wie diakonische Einrichtungen und Kirchengemeinden zusammengebracht werden können. Pflege soll danach nicht ausschließliches Betätigungsfeld für den professionellen Bereich sein, sondern sie soll Gemeinde und Diakonie verbinden.

Auf dieses Papier folgten Überlegungen innerhalb der Landeskirche und des Diakonischen Werks zum Thema des demographischen Wandels. Es hat dazu geführt, dass der Oberkirchenrat, das Diakonische Werk Württemberg und der Württembergische Evangelische Fachverband für Altenhilfe an dieser Stelle enger zusammenarbeiten wollen. Im Oktober 2004 haben sie eine gemeinsame Erklärung herausgegeben, in der sie sich für die verstärkte Zusammenarbeit zwischen diakonischen Einrichtungen und Kirchengemeinden in der Seelsorge für pflegebedürftige Menschen einsetzen. Alle drei Institutionen sehen die seelsorgliche Begleitung der wachsenden Zahl hochbetagter, hilfsbedürftiger Menschen als ihre zentrale Zukunftsaufgabe an.

Drei Grundlinien legt diese Erklärung fest.

- Seelsorge im neutestamentlichen Sinne ist Grundaufgabe und Grundbefähigung der ganzen christlichen Gemeinde.
- Sie gilt nicht nur den Pflegebedürftigen, sondern auch den Angehörigen und Helfern, und ein Pflegeheim wird verstanden als Teil der örtlichen Kirchengemeinde. Die Kirchengemeinde unterstützt und begleitet Menschen, die im Heim wohnen und arbeiten.
- Die diakonischen Einrichtungen geben umgekehrt den Kirchengemeinden ihr Fachwissen weiter und geben ihnen damit eine Hilfestellung, Menschen im Alter auch außerhalb des Heimes angemessen zu versorgen.

Innerhalb dieses kooperativen Seelsorgeverständnisses kommt es zum Austausch von Fachwissen und Ressourcen.

Parallel dazu entstand das Projekt „Weiterentwicklung der Seelsorge in der stationären Altenhilfe“. Zwölf kooperative Ortsprojekte haben sich von Mai 2003 bis Oktober 2004 für die Verbesserung des Seelsorgeangebots für pflegebedürftige Menschen und ihre Angehörigen eingesetzt. Ein wichtiges Beispiel für ein solches Ortsprojekt ist die Frage, wie der Umzug eines pflegebedürftigen Menschen ins Heim für alle Beteiligten würdevoll und möglichst angstfrei gestaltet werden kann. Ein solcher Umzug betrifft ja nicht nur den pflegebedürftigen Menschen, sondern auch seine Angehörigen, die oftmals mit dem Gefühl fertig werden müssen, ihn im Stich zu lassen.

Was in diesem breit angelegten Projekt an Erfahrungen und Erkenntnissen gewonnen wurde, floss in ein gemeinsames Folgeprojekt, das 2006 begann. Es trägt den ausführlichen Namen „Alter und ältere Menschen in den Kirchengemeinden. Konzeptionelle und strukturelle Weiterentwicklung der AltenPflegeHeimSeelsorge in Württemberg“ und soll 2009 abgeschlossen werden. Menschen, die hier in der Seelsorge verantwortlich und tätig sind, sollen unterstützt werden. Das Projekt entwickelt bedarfsorientiert Strukturen, Fortbildungsmaßnahmen und Informationsmedien für das Gemeindepfarramt, die diakonische Arbeit, Heimleitungen und Sozialdienste. Eines dieser Informationsmedien ist die Ende April neu eingerichtete Internetplattform www.Seelsorge-im-Alter.de der AltenPflegeHeimSeelsorge.

Lassen Sie mich hier beispielhaft für viele andere Bereiche, die genauso zu würdigen wären, noch ein wenig tiefer schauen. „Ich will euch tragen, bis ihr grau werdet“ (Jes 46,4) – diese Verheißung Gottes ist Ausgangs- und Zielpunkt der AltenPflegeHeimSeelsorge. Sie hat dabei den alten Menschen im Blick, der hilfs- und pflegebedürftig geworden ist und der Trost und Unterstützung sucht, die er sich selbst nicht geben kann. Sie sucht ihn an seinem je individuellen Lebensort auf. Dieser Lebensort ist für die meisten das gewohnte häusliche Umfeld. Für circa acht bis zehn Prozent ist es das Pflegeheim. Die AltenPflegeHeimSeelsorge umfasst also beides: die stationäre wie die ambulante Begleitung und Unterstützung der zunehmenden Zahl alter Menschen der vierten Lebensgeneration.

Seelsorge ist Aufgabe aller Christinnen und Christen. Das ist eine reformatorische Grunderkenntnis. Ich meine nicht Seelsorge als geistlichen Fachbegriff, sondern als grundlegende Zuwendung von Mensch zu Mensch, als Sorge für Leib, Herz und Seele des anderen. Seelsorge ist so verstanden nicht nur das Seelsorgegespräch der Pfarrerin oder des Diakons, in der es ausdrücklich um unseren Trost im Leben oder Sterben geht. Es geht zugleich um Leib- und Seelsorge, um die liebevolle Zuwendung der Pflegenden, die Hilfe der Angehörigen beim Essengeben, um den Besuch der Kindergartenkinder, die mit ihrem Lachen und ihrer Ungezwungenheit Farbe in den oft gleichförmigen Alltag eines Pflegeheims bringen, um das Angebot des Frauenkreises, der sich regelmäßig im Pflegeheim trifft und ein Erzählcafé

anbietet, oder um den Konfirmandendienst, der nicht mehr gehfähige alte Menschen am Sonntagmorgen zu Hause abholt zum sonntäglichen Gottesdienst in die Kirche. Auch durch solche liebevolle Zuwendung und Begleitung bringen wir Menschen seelsorgerlich die Gegenwart Gottes nahe.

Der Umgang mit Menschen, die sich nicht aktiv in die Gesellschaft einbringen können, sondern deren Hilfe brauchen, ist eine bleibende Anfrage an den Glauben. Man kann es beispielhaft an der Frage festmachen, ob man demenziell erkrankten oder schwer geistig behinderten Menschen eigentlich das Abendmahl reichen sollte. Sie können doch gar nichts damit anfangen, heißt es. Oder doch?

Was geschieht eigentlich in unseren Sakramenten? Wirken sie nur dann, wenn wir sie mit dem Verstand erfassen können? Diese Grundfrage zeigt schmerzlich und zugleich beglückend deutlich, dass die Sakramente genauso unveräußerlich sind, wie Gottes Liebe zu uns es ist. Auch in den Sakramenten kommt Gott zu uns ohne unser eigenes Zutun, in welcher Verfassung auch immer wir uns befinden mögen. Er kommt zu dem Kind in der Taufe, das sich selbst dazu nicht äußern kann, und er kommt zu dem behinderten jugendlichen Menschen, den wir konfirmieren. Hier und im Abendmahl gilt beispielhaft: Unsere Menschenwürde, unsere Gottebenbildlichkeit ist uns von Gott unabhängig von unserer menschlichen, von außen wahrnehmbaren Eigenschaften zugesprochen. Im Abendmahl gilt beispielhaft: Gottes Friede ist höher als alle Vernunft.

Und im Abendmahl scheint auf, dass altersgerechte Theologie sinnlich sein muss. „Schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist“, muss auch heißen können, dass eine streichelnde Hand Gott predigt und dass ein Kuss vom Himmel erzählt, damit sich ein Fenster öffnen kann zur Seele. Altersgerechte Theologie kann uns lehren, den Glauben bis zu den Wurzeln zu elementarisieren und mit den Händen begreifbar zu machen. Weil das so ist, fühlen sich oft auch Besucherinnen und Besucher, fühlen sich oft auch Pflegekräfte von den Angeboten altersgerechter Theologie angesprochen. Menschen, die sich der Betreuung und Pflege alter Menschen widmen, pflegende Angehörige, Pflegepersonal und Ehrenamtliche brauchen Räume, in denen sie Ruhe finden und Kraft tanken können. Solche Räume anzubieten, gehört zu den wichtigen Aufgaben der Kirchengemeinden in den kommenden Jahrzehnten.

Vieles, was zu beachten ist im Umgang mit pflegebedürftigen Menschen, konzentriert sich in der Arbeit stationärer Hospize. Dort kann man beobachten, dass betreute Menschen, die ihre Wünsche noch äußern können, auch in Palliativstationen in einer Feier des Abendmahls in kleiner Runde Ruhe und Zuversicht finden.

In diesem Zusammenhang denke ich zentral an die Frage der Sterbegleitung. Das Wesentliche an dieser Arbeit drückt sich sehr schön aus in dem Satz „Bleibe nahe und tue nichts“. Nähe kann Worte finden, aber genauso gut kann sie schweigen, kann sich in einer Geste, in einer Berührung zeigen oder einfach nur im stillen Dasein. Unentwegtes Reden oder Hantieren kann für einen sterbenden Menschen

zur Qual werden, wie jeder in Zeiten schwerer Krankheit selbst erleben kann. Ein kurzer Segen, begleitet von einer sanften Berührung der Stirn oder der Hand bedeutet – auch theologisch – für einen Sterbenden mehr als eine lange Rede.

Schwieriger sind die Fragen, wann Sterbende unseren Schutz oder unsere Hilfe brauchen. Schwieriger ist die Frage der Patientenverfügung. Die Formel „das Sterben nicht verlängern, das Leben nicht verkürzen“ ist zwar richtig, aber im konkreten Fall ist sie selten eindeutig zu lösen. Angst vor juristischen Problemen bringt manche Ärztinnen und Ärzte dazu, unnötige Behandlungen anzuordnen, während andererseits der Kostendruck schon jetzt eine neue Aufweichung in der Frage des assistierten Suizids und der künstlichen Ernährung ahnen lässt, wie die Diskussion um ein neues Teilhirn-Tod-Konzept zeigt. Kirchliche Seelsorger und Seelsorgerinnen haben hier die anspruchsvolle Aufgabe, den sterbenden Menschen schützend zur Seite zu stehen. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz haben in einem Schreiben vom 14. Mai 2008 an die Fraktionsvorsitzenden der im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien noch einmal die Sensibilität und Vielschichtigkeit der Thematik betont. Ihnen ist zuzustimmen, wo sie eine Verbesserung der palliativmedizinischen Versorgung und den Ausbau des Hospizwesens fordern.

Auch diakonische Alteneinrichtungen müssen hierauf ein besonderes Augenmerk richten. An der geistlichen Kultur zeigt sich in besonderer Weise, „wes Geistes Kind sie sind“.

Folgerungen

Der demographische Wandel berührt die Kirchen sowohl nach innen wie nach außen. Ich möchte deshalb am Ende dieses Berichts sieben Punkte benennen, die mir wichtig sind.

Wir freuen uns über alte Menschen

Wenn wir in der Kirche über das Alter reden, ist es nötig, unsere Sprache zu verändern. Denn mit unserer Sprache bilden wir nicht nur die Wirklichkeit ab, sondern wir schaffen sie auch. Der Satz „Kirche ist etwas für alte Leute“ ist kein Grund zur Klage, sondern ein Grund zur Freude. Ausgerechnet die Menschen, die aufgrund ihrer Lebenserfahrung und gesammelten Lebensweisheit Trägerinnen und Träger unserer Kultur sind, kommen in den Gottesdienst. Das ist ein Grund zum Dank. Allerdings: Das Mehrgenerationenhaus darf dabei nicht vergessen werden.

Wir freuen uns über die Mitarbeit alter Menschen in der Kirche

Der angemessene Umgang mit älter werdenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in unserer Kirche ist mir wichtig. Es ist eine Anfrage an uns selbst, inwiefern

wir das ernst nehmen, was ich durch diesen Bericht hindurch zu buchstabieren versucht habe. Im Blick auf unsere älteren Hauptamtlichen in der Kirche sehe ich den wunden Punkt. Bei Stellenbesetzungen haben ältere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter oft Probleme, weil man sie wider alle tatsächlichen Erfahrungen für weniger belastbar und flexibel hält. Nehmen Sie diese Überlegungen mit in ihre Entscheidungsgremien vor Ort in den Gemeinden und Bezirken, wo es dann konkret wird. Ich nehme sie mit in den Oberkirchenrat und in den Landeskirchenausschuss.

Dazu gehört auch die Frage nach den Mitwirkungsmöglichkeiten unserer emeritierten Pfarrerinnen und Pfarrer, Diakoninnen und Diakone und anderer ehemaliger Hauptamtlicher. Das Bild der Möglichkeiten und Wünsche ist so bunt wie die einzelnen Biographien mit ihren Begabungen, Stärken und Schwächen. An manchen Orten gibt es gute Möglichkeiten im Miteinander, an anderen weniger gute. Ohne die Linie zwischen aktivem Dienst und Ruhestand zu verwischen, müssen wir uns noch einmal neu fragen, ob wir das große Erfahrungswissen der Ehemaligen, ihre Bereitschaft zum Engagement, ihre Möglichkeit, neue Ziele anzugehen, brachliegen lassen.

Wir geben der Barmherzigkeit Gottes für alte Menschen eine Gestalt

Die Perspektive all unserer kirchlichen Projekte ist die Mitarbeit am Reich Gottes. Sie ist unser Auftrag. Auf dem Weg dorthin entwickeln wir Konzepte. Unser biblischer Auftrag kommt vom Evangelium, von Jesus Christus her. Wir brauchen Visionen in der Kirche, die diesen Auftrag umsetzen. Diese Visionen bestimmen das Wagnis, diakonisch zu denken. Sie tragen Spiritualität und die Zusage von Gottes rechtfertigender Barmherzigkeit in jede Arbeit ein.

Wir stehen in einem Wettbewerb der diakonischen Anbieter und derer, die am Sozialmarkt teilnehmen, das ist wahr. Die ökonomischen Herausforderungen sind zu benennen, zu bearbeiten und dürfen nicht zur Seite geschoben werden.

Aber in diesem Wettbewerb ist entscheidend, welches Leuchtfeuer wir voranstellen. Unser Leuchtfeuer muss verheißungsorientiert sein. Als Getragene haben wir den Auftrag und deshalb auch den Mut, dem Tod die letzte Macht abzusprechen. Aus dieser Perspektive von Gott her sehen wir auf die Alten, auf ihre Bedürfnisse und ihre Würde.

Wir widersprechen einer Sicht auf das Alter, die in erster Linie ökonomische Aspekte in den Vordergrund stellt

Meine heutigen Überlegungen wollen dazu beitragen, dass die Diskussion um das Thema Älterwerden bzw. Altsein aus einer einseitig ökonomischen Fixierung heraustritt. Der öffentliche „cantus firmus“, von dem ich anfangs sprach, darf nicht allein Gehör finden. Natürlich wissen wir um finanzielle und marktwirtschaftliche Zwänge, die auch wir in Kirche und Diakonie nicht einfach bestreiten. Aber

dennoch sehe ich es als unser aller Aufgabe an, dort öffentlich immer wieder laut und deutlich Widerspruch anzumelden, wo Altsein und dessen Folgen in erster Linie als eine ökonomische Frage angesehen werden. Wir leben in einer reichen Gesellschaft und haben immer zu fragen, wofür die Mittel eingesetzt werden.

Aufgrund der theologischen Einsichten zur Würde des Alters haben wir uns ohne Wenn und Aber für eine positive Wahrnehmung des Alters einzusetzen und dieses Thema aus jeder ökonomischen Engführung zu befreien. Staatliche Gesetze und Regelungen befragen wir, ob dieser Einsicht Rechnung getragen wird.

Wir fordern eine flexible Grenzziehung zur Erwerbszeit

Eine Folge des demographischen Wandels ist die neu zu stellende Frage, wann und wie Menschen aus dem Erwerbsleben gehen. Hier sind vom Gesetzgeber Veränderungen in langfristig angelegten Prozessen vorgenommen worden. Aus meiner Sicht ist die Zeit vorüber, eine Alterslinie für alle zu ziehen. Ich nehme auch hier wahr, dass besonders in großen Betrieben ein Umdenken stattgefunden hat. Es gehört zur Würde des Menschen, dass er als Individuum erkannt wird, auch der arbeitende Mensch. Es gibt diejenigen, die gerne und lange arbeiten können, und die andern, die gern auch früher oder schrittweise in den Ruhestand gehen möchten. Wenn aber von den Einzelnen Flexibilität erwartet wird, dann muss das auch für Behörden, Institutionen und Unternehmen gelten. Auch hier reicht Lobby-Arbeit einzelner Gruppen nicht aus, um die anstehenden Fragen des Rentenalters und der Altersteilzeit angemessen beantworten zu können. Auch hier braucht es Mut, neu zu denken, um der Menschen willen.

Wir beklagen zunehmende Armut

Ein immer deutlicher hervortretendes Gegenwartsproblem in unserem Land ist die zunehmende Armut. Sie trifft im Augenblick noch vor allem Frauen allen Alters, junge Familien, alleinerziehende Mütter, Kinder. Altersarmut gibt es, aber sie spielt im Moment prozentual noch keine gravierende Rolle. Das könnte sich aber rasch ändern, wenn Preissteigerungen für Energie und Lebensmittel die realen Einkommen der Ruheständler und Ruheständlerinnen weiter schmälern. Die Zahl der über 65-Jährigen, die in Minijobs hinzuverdienen, steigt jetzt schon spürbar an. Für die Zukunft kann Altersarmut besonders dann zu einem enormen Problem werden, wenn die jetzt armen Kinder älter werden und keine Bildungschancen bekommen. Armut in der Kindheit bedeutet verminderte Lebenschancen. Je besser die Startbedingungen ins Leben aussehen, desto größer sind die Chancen, dass das soziale Milieu im Verlauf des Lebens noch aus eigener Kraft gewechselt werden kann.

Armut ist in unserem Land für jede Altersschicht mit großer Scham behaftet. Menschen treten damit selten offensiv an die Öffentlichkeit. Armut wird versteckt, verheimlicht, überspielt. Wer arm ist, gilt unbegründet schnell als „sozial schwach“, fühlt sich und wird oft ausgegrenzt. Es trifft Kinder in der Schule, die aus finanziellen Gründen nicht an gemeinsamen Unternehmungen, oft nicht einmal

am Schulesen teilnehmen können, es trifft Alleinerziehende und junge Familien, die sich aus der Gesellschaft zurückziehen, weil sie nicht mithalten können. Und es wird bald auch viele alte Menschen treffen, die zur Scham auch noch das Gefühl vermittelt bekommen, laufend ihre bloße Existenz rechtfertigen zu müssen. Wir müssen hier dringend neue Denkmuster lernen und durchbuchstabieren, zum Wohle aller. Wir müssen fordern, dass die Armutsthematik politisch nicht „weggedrückt“ wird.

Wir lehnen Sterbehilfe ab

Ich habe in diesem Bericht dem Umgang mit demenziell erkrankten Menschen und Sterbenden Raum gegeben. Deshalb möchte ich am Ende dieses Berichts noch zur Frage der Sterbehilfe sprechen. In den letzten Monaten ist es um Sterbehilfevereine wie „Dignitas“ stiller geworden, nachdem diese in der Schweiz erlaubte Praxis bei uns beworben, benutzt und diskutiert worden ist. Nun hat genau in dieser Woche dieses Thema wieder eine unheimliche Aktualität bekommen.

Die Aktivitäten des ehemaligen Justizsenators Kusch und seine – möglicherweise nicht justiziable – Beihilfe zum Selbstmord einer Frau, die Angst vor dem Leben in einem Heim hatte, haben hoffentlich allen die Augen geöffnet, auf welcher schiefen Ebene die Diskussionen der letzten Jahre um den assistierten Suizid uns geführt haben.

Es sind hoffentlich allen die Augen geöffnet worden, dass das Geheimnis des Lebens und des Sterbens nicht in die Hände derer gelegt werden darf, die sich mit selbst gebastelten Tötungsmaschinen und gewerblicher Begleitrhetorik als wahrhaftige Menschenfreunde aufspielen. Die Kirchen, ihre Seelsorgerinnen und Seelsorger, ihre ehrenamtlichen Kräfte in der Hospizbewegung und ihre Besuchsdienste in den Krankenhäusern wissen sehr wohl, was es bedeutet, Menschen an der Grenze, zwischen Leben und Tod, zwischen Angst und Hoffnung zu begleiten. Wir bringen Erfahrungen, Beobachtungen, Überzeugungen und unseren Glaubensgrund ein. Wir wissen, dass vieles noch besser zu machen ist, die Fragestellung und unsere Antworten in Wort und Tat bleiben eine ständige Herausforderung. Dieses Thema wird uns bleiben bei den Möglichkeiten heutiger und künftiger Medizin, wird bleiben, solange gestorben wird. Gehen wir an den Ängsten und Gefühlen vieler Menschen vorüber, um theologische Richtigkeiten durchzusetzen? Verkennen wir die differenzierte Debatte über Hirntod und Wachkoma, Magensonde und erhöhte Opiate?

Wir gehen bei allen Fragen um das Lebensende von der Geschöpflichkeit des Menschen und seiner Gottesebenbildlichkeit aus. Für uns heißt das, dass die letzte Entscheidung über unser Leben Gott gehört. Wir werden nicht aufhören, das zu sagen. Weil wir glauben, dass unser Leben am Anfang, in der Mitte und am Ende nicht uns, sondern Gott gehört, legen wir es am Anfang, in der Mitte und am Ende allein in Gottes Hand. Deshalb wird das Thema Lebensschutz am Anfang wie am Ende des Lebens in der Mitte unserer Überlegungen und Äußerungen stehen. Das Ja zum Lebensschutz ermöglicht ein Altern in Würde, ein Helfen und Begleiten

auch in schweren Zeiten. Es ist eine besonders große Herausforderung, dies auch ins Tun zu übersetzen. Ich begrüße, dass unsere Landesregierung überlegt, jede gewerbliche Form sog. Sterbehilfe zu verbieten.

Ich wünsche mir darüber hinaus, dass die gesellschaftliche Debatte die gewonnenen Einsichten des christlichen Glaubens aufnimmt und sorgfältig neu diskutiert. Nicht nur gewerbliche Sterbehilfe, auch andere Formen einer aktiven Sterbehilfe sind abzulehnen.

Gott hat viele Weisen, seine Wunder zu verkündigen: bis zum letzten Atemzug und auch, wie dieser Atemzug geschieht. Unsere Hoffnung ist größer als dieses endliche Leben mit Wachsen, Reifen und Sterben. Wir glauben an die Auferstehung und das Leben, hier und in Ewigkeit. Das sind wir schuldig, jedem einzelnen Menschen zu sagen, dieser Gesellschaft zu sagen – gerade auch in Zeiten des Wandels, in dessen Mitte wir leben, glauben, hoffen und lieben.

„Bis jetzt verkündige ich deine Wunder.“ Das wollen wir auch in Zukunft tun – im Mehrgenerationenhaus Kirche.

Literatur (in Auswahl)

Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD (EAfA), Positionspapier 2002.

Evangelische Landeskirche in Württemberg / Diakonisches Werk der evangelischen Kirche in Württemberg e.V. (Hg.), „Ich will euch tragen“. Handbuch für die Seelsorge in der Altenpflege, 2006.

Christel Hausding (Hg.), Wenn meine Eltern älter werden, Holzgerlingen 2008.

Ralf Hoburg, Die Würde des Altwerdens, in: Christiane Burbach / Friedrich Heckmann (Hg.), Generationenfragen. Theologische Perspektiven zur Gesellschaft des 21. Jahrhunderts, Göttingen 2007, 115-133.

Theodor Kolde, Analecta Lutherana, Gotha 1883, 216-230.

Ina Mauritz, „Nicht mehr jung und noch nicht alt!“, in: Evangelische Erwachsenenbildung Niedersachsen (Hg.), Jahrbuch 20 (2000/2001), 26-28.

Fulbert Steffensky, Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2005.



Herausgeber: Evangelisches Medienhaus GmbH, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart,
im Auftrag des Evangelischen Oberkirchenrats, Stuttgart
Redaktion: Christian Tsalos (verantwortlich), Georg Eberhardt, Veronika Bohnet, Dr. Evelina Volkmann
Fotos: ccvsion.de | Gestaltung und Herstellung: Evangelisches Medienhaus GmbH, Stuttgart

Bestelladresse: Evangelisches Medienhaus GmbH, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Telefon 0711 22276-26 | Fax 0711 22276-43 | E-Mail: info@evangelisches-medienhaus.de
www.evangelisches-medienhaus.de



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG